

Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Pankow bei Berlin.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter No. 2756) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Inzeratenpreis die zweispaltige Petitzeile 20 Pf.

Stuttgart
Mittwoch, den 6. März
1895.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Clara Zeffin (Eißner), Stuttgart, Rothebühlstraße 147, III. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Jurtzbachstraße 12.

Nachdruck ganzer Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Der erste Ansturm.

Zum ersten Male ist im deutschen Parlamente die Forderung erhoben worden auf das unbeschränkte Bürgerrecht der Frau, auf die volle politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Und dies durch den von Bebel begründeten Antrag der sozialdemokratischen Fraktion, welcher für alle Bundesstaaten die Schaffung einer gesetzgebenden Körperschaft auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts fordert und das aktive und passive Wahlrecht auch für das weibliche Geschlecht verlangt.

Bezeichnender Weise, aber dem Gang der geschichtlichen Entwicklung in Deutschland durchaus entsprechend, ist es nicht das Bürgerthum, ja nicht einmal dessen fortgeschrittenster Flügel, sondern die Sozialdemokratie, welche als Vorkämpferin auftritt für einen Kulturfortschritt ersten Ranges. Der beschränkteste Klassenegoismus und die schlotternde Klassenfurcht vor dem Proletariat haben sich wie Mehlthau auf das politische Leben des deutschen Bürgerthums gelegt und seine Entfaltung zu voller Blüthe verhindert. Wir stehen der Erscheinung gegenüber, daß in jeder Beziehung die politische Gegenwart unserer Bourgeoisie ihrer Vergangenheit ins Gesicht schlägt, daß ihre Thaten ihre Ideale mit Füßen treten, daß sie die Entwicklung nicht mehr vorwärts führt, vielmehr derselben rückwärts bremsen möchte. Auf bürgerlicher Seite kein Verständnis für Reformen, kein Sinn für die Erweiterung der Volksrechte, kein Erfassen unserer Zeit und ihrer Aufgaben. So ist es erklärlich, um nicht zu sagen natürlich, daß die bürgerlichen Parteien insgesamt die von der Sozialdemokratie geforderte politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts als einen Greuel und Scheuel zurückweisen. Und das im Jahre des Heils 1895, wo es im Deutschen Reich gegen sechs Millionen Frauen und Mädchen giebt, die ihr Brot durch selbständige Berufsarbeit suchen müssen!

Keiner der bürgerlichen Politiker, welche sich bei jeder Gelegenheit als die berufenen Bannerträger und Schildknappen der Freiheit des Individuums aufspielen, öffnete den Mund, um für die Frauen jene freie Bethätigung des Individuums im politischen Leben zu fordern. Die Wortführer der bürgerlichen Parteien schwiegen sich über die Frage aus, oder sie schwenkten nach deutscher Männer Art mit fröhlichem Stolze den Zopf altergrauer Vorurtheile von der „natürlichen“ und „sittlichen“ Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Mit seiner Haltung spottet der bürgerliche Liberalismus seiner selbst, er weiß nicht wie. Entpuppt sich die früher beschworene Lösung von den allgemeinen Menschenrechten als Phrase, so lange die wirtschaftliche Sklaverei des Proletariats fortbesteht, so stellt es sich als Phrase der Phrasen dar, von allgemeinen Menschenrechten zu reden, dieweil das weibliche Geschlecht politisch noch nicht mündig gesprochen worden ist und politisch rechtlos Unmündigen, Blödsinnigen und bürgerlich Chrysoliten zugestelt bleibt.

Freilich hat die deutsche Bourgeoisie ganz andere Gründe für diese ihre bornirte Verleugnung ihrer ehemaligen Grundsätze, als den bloßen Respekt vor der blöden und seichten Philisttermoral

von der „Natur“ und den „sittlichen Aufgaben“ des Weibes. Die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts würde zur Zertrümmerung aller Schranken führen, welche den Frauen gegenwärtig noch den Zutritt zu den höheren Lehranstalten und die unbeschränkte Ausübung der liberalen Berufe verwehren. Eine Ueberschwemmung dieser Berufe mit weiblichen Kräften wäre die Folge davon und ein wilder, erbitterter Konkurrenzkampf zwischen Männern und Frauen der bürgerlichen Kreise, den zu entfesseln man sich begreiflicherweise so lange als möglich sträubt. Konkurrenzkampf, Protoneid ist einer der maßgebenden letzten Gründe für den Widerstand gegen die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Und die Furcht vor der klassenbewußten Proletarierin ist der andere, noch viel schwerer ins Gewicht fallende Grund hierfür.

Die deutsche bürgerliche Frauenrechtelei macht den herrschenden Gewalten wahrlich keine Beschwer. Sie war allezeit im Großen und Ganzen gut fürstenfromm, undemokratisch, zersplittert und weder einsichtsvoll noch charakterfest genug, die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts durch einen energischen Kampf erringen zu wollen. Aber abseits von der bürgerlichen Frauenrechtelei ist eine kräftige proletarische Frauenbewegung emporgesproßt. Zielklar, klassenbewußt bekennt sie sich unumwunden zum Prinzip des Klassenkampfes, zu dem Programm der Sozialdemokratie, erbittet sie nicht Frauenrechte, sondern kämpft sie für die Befreiung der Arbeiterklasse, für die Beseitigung der bürgerlichen Gesellschaft. Die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts würde in erster Linie dieser Bewegung zu gute kommen, ihre Trägerinnen mit neuen, besseren Waffen gegen die Klassenherrschaft der Besitzenden ausrüsten; sie müßte dem Heere der Sozialdemokratie aus den Reihen der proletarischen Frauenwelt zahlreiche Streiterinnen zuführen, welche gleich wehrtüchtig wie der proletarische Mann am Befreiungskampfe ihrer Klasse theilnehmen könnten. In Deutschland ist gerade die politische Reife eines nicht unbeträchtlichen Theils der werththätigen Frauen der ausschlaggebende Grund dafür, daß man dem weiblichen Geschlecht seine politische Gleichberechtigung vorenthält, und das nicht selten unter Berufung auf seine geistige Unreife.

Die deutsche Frau könnte deshalb bis auf Sankt Nimmerlein warten, wenn sie ihre politische Gleichberechtigung von dem Verständnis und dem Gerechtigkeitsgefühl der Bourgeoisie erhoffen wollte. Aber was ihr das Bürgerthum — auch das liberalste — versagt, das wird und muß ihr die Sozialdemokratie erkämpfen. Nicht auf Grund ideologischer Erwägungen fordert diese die politische Gleichberechtigung der Frau, nicht lediglich um der schönen Augen der Gerechtigkeit willen bethätigt sie sich als Vorkämpferin für eine Reform von tief einschneidender Bedeutung. Ihre Haltung wird bestimmt durch das wohlwogene, zwingende Klasseninteresse des Proletariats. Dieses kann auf gewerkschaftlichem und politischem Gebiete der energischen und überzeugten Kampfesgenossenschaft der proletarischen Frau nicht länger enttraten. Die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts aber schafft erst der Proletarierin von Gesetzes wegen die unerläßliche Selbstbetheiligung, sich als zielsichere Mitschleiferin im Ringen der Klassen bethätigen zu können.

So gründet das Eintreten der Sozialdemokratie für das unbeschränkte Bürgerrecht der Frau nicht auf dem Flugand schöngeistiger und idealistischer Schlagworte, vielmehr auf dem granitnen Felsen des Klasseninteresses des revolutionären Proletariats. Und deshalb wird der Ansturm für Eroberung der politischen Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts wieder und wieder von der Sozialdemokratie unternommen werden, allem Vorurtheil des Philistertums zum Trotz und allem Klassenegoismus der Besitzenden zum Trotz. In feiger Angst schmettert die greisenhaft abgelebte Bourgeoisie eines ihrer Ideale nach dem anderen in den Staub. In jugendfrischer Begeisterung hebt sie das Proletariat auf, mit kraftvollem Kampfesmuth tritt es für ihre Verwirklichung ein. Die Flucht der Erscheinungen, welche an uns vorüberstraft, kündigt mit dem politischen Verfall der Bourgeoisie das Ende einer Welt, der bürgerlichen Welt. Gleichzeitig aber auch mit der revolutionären Schilderhebung der Besitzlosen die Morgendämmerung einer neuen Zeit, der die Menschheit unter Führung des klassenbewußten Proletariats rüstig entgegen schreitet.

Die Selbstzüchtigung des Reichstags.

Die bürgerliche Majorität des Reichstags hat den Frauen die Fähigkeit abgesprochen, in der politischen Vertretung des Landes mitzurathen, und gleich darnach hat dieser aus Männern bestehende Reichstag seine eigene Unfähigkeit glänzend erwiesen, die politischen Interessen des Volkes zu vertreten, denn er nahm eine lächerlich verschärfte Geschäftsordnung an; die nämlichen bürgerlichen Mandatsträger, die sich so stolz mit ihrer Männlichkeit brüsten, behandelten sich selbst wie ungezogene Schulknaben, denen die Zuchtruthe gebührt.

Diese Versammlung härtiger Männer, zum Theil hohe Würdenträger, massige Gutsbesitzer, Richter mit ernst gefalteter Stirn, Geistliche, salbungsvoll und gravitätisch, Militär im bunten Schmuck der Orden und Kreuze, mit sonngebräunten Gesichtern und tiefen Basstimmen, sie sämmtlich erklären — und der Präsident allen voran — sie würden sich nicht eher anständig verhalten, als bis dem Vorsitzenden mindestens die Befugniß zusteht, sie wegen unpassenden Benehmens aus der Klasse zu verweisen. Und dieselben Männer behaupten, sie allein wären im Stande, die Angelegenheiten der Nation mit dem nöthigen Ernst zu behandeln!

Dies das Widersprüchsvolle und Komische an der Situation, die jedoch auch ihre sehr ernste Seite hat.

Was war die Veranlassung zu dieser schmählichen Selbstzüchtigung des Reichstags? Der sogenannte Fall Liebknecht. Weil die konservative, agrarische Klique, die soeben erst offen gegen die Regierung rebellirt hatte, das Bedürfnis empfand, gleichsam zum Dank für den ihr genehmen Personenwechsel in der obersten Staatsleitung ihre Loyalitätsgefühle kundzugeben, so inszenirte sie in der ersten Sitzung des Reichstags jenen bekannten Entrüstungsflandal. Von Session zu Session wiederholen sich im Reichstage die Hochrufe auf den Kaiser. Aber nie stimmte die sozialdemokratische Fraktion in sie ein. Einerlei, ob sie während des Hochs sitzen blieb oder sich vor dem Hoch entfernte, ihre Haltung bedeutete stets eine politische Manifestation der gleichen Art, eine klare und deutliche Meinungsäußerung. Ihre Meinung zu äußern, das war und ist aber ihr gutes Recht, dazu wird sie in den Reichstag geschickt. Ein Vierteljahrhundert lang, seit der Gründung des Deutschen Reichs, kam es Niemand in den Sinn, an der diesbezüglichen Haltung der sozialdemokratischen Fraktion Anstoß zu nehmen. Erst jetzt warfen sich die Krautjunker mit einemmal patriotisch in die Brust und veranstalteten in der Eröffnungssitzung des Reichstags den bekannten häßlichen Rabau.

Die Wache war so grob, so fadenscheinig, daß sie Jedem aufpassen mußte. Aber statt gegen das freche Attentat auf die freie Meinungsäußerung und das sich daran anknüpfende denunziatorische Treiben energischen Protest zu erheben, brachte der bürgerliche Reichstag mit Mühe und Noth kaum so viel Muth zusammen, um die verfassungswidrige strafrechtliche Verfolgung Liebknechts abzuweisen. Und auf das Höchste erkaunt und erschrocken, daß sich in ihm noch ein Fingerhut voll Bürgerstolz vorgefunden hat, bietet er selbst voller Demuth seine edlen Körperteile einer väterlichen Züchtigung dar. Die bürgerlichen Mannesgeelen thun Buße, weil sie es einmal gewagt haben, den ihnen zugeordneten Schlag ins Gesicht allerdemüthigst abzuwehren. Das ist der Sinn und der innere Grund der Verschärfung der Geschäftsordnung im Reichstage.

So groß die moralische Blamage des betreffenden Beschlusses für den Reichstag ist, so kleinlich ist die Maßregel selbst. Materiell

genommen verliert der von der Sitzung ausgeschlossene Abgeordnete nichts: jede wichtige Abstimmung muß später in seiner Anwesenheit wiederholt werden. Und was den moralischen Werth der Ausschließung anbetrifft, so richtet sich dieser nach der besonderen Gestaltung des einzelnen Falls. Ein Abgeordneter, der in gerechter Wahrnehmung der Interessen des Volkes, hingerissen vom flammenden Jorn über eine an den Unterdrückten und Ausgebeuteten begangene Unbill, etwa ein derbes Wort fallen läßt, das ihm die höchste Geschäftsordnungsstrafe zuzieht, wird billigerweise sich über diese schulmeisterliche Züchtigung hinwegsetzen dürfen. Die Herren Reaktionäre befinden sich in einer lächerlichen Selbsttäuschung, wenn sie sich einbilden, es liege nunmehr ganz in ihrer Macht, Jemand moralisch herunterzusetzen. Es giebt eine Instanz, die über ihnen steht, und das ist das Volk, die Wählerschaft. Das Volk wird aber nicht nach dem formellen Schein urtheilen, sondern nach dem Inhalt, nach dem Wesen der Handlung und ihrem Zusammenhang mit seinen eigenen Interessen.

Doch ist die vom Reichstag vorgenommene Selbstzüchtigung nur ein erster Schritt. Möglich, daß ihm weitere folgen. Es ist eine abschüssige Bahn, auf welche sich der bürgerliche Reichstag begeben hat, und wer A sagt, muß auch B sagen. In der Politik ist es so, daß wer den Rücken krümmt, unfehlbar auch Schläge abbekommt.

Auf jeden Fall hat die kapitalistische Vertretung des deutschen Parlaments nunmehr vor aller Welt klagethan, daß ihr der letzte Rest des bürgerlichen Selbstbewußtseins entschwunden ist. Von Männerstolz vor Fürstenthronen keine Spur mehr. Allerdings hat sich das deutsche Bürgerthum historisch bereits den Ruhm erworben, das feigste Bürgerthum zu sein, aber früher hatte es doch noch trotzhige Anwandlungen und selbständige Regungen. Nunmehr ist all das verrissen und verschliffen, vermodert und zerfallen. Der politische Verfall zeigt sich nach allen Richtungen hin. Keine leitenden Köpfe mehr und keine kräftigen Charaktere. Die talentlose Mittelmäßigkeit drängt sich vor und das feige Streberthum spielt die Hauptrolle.

Das Bürgerthum, verzweifelt, lebensmüde, seiner selbst nicht mehr sicher, läßt die Zügel der politischen Herrschaft fallen. Und schon rückt die jugendfrische, kräftige Armee der organisirten Arbeiterklasse, des klassenbewußten Proletariats, ohne Unterschied des Geschlechts heran, um sie zu ergreifen.

Arbeiterinnen-Bewegung.

— In der Zeit vom 1. bis 28. Februar fanden öffentliche Versammlungen statt in: Berlin, öffentliche Versammlung aller in der Buchbinderbranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: 1. Reichsberichtsbericht (Genosse Bytomsky), 2. „Die Miststände im Buchbindergerberbe“ (Genosse Sailer); öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Schule und Erziehung im Lichte des Sozialismus“ (Genosse Dr. David); öffentliche Versammlung aller in der Steindruckerei beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Organisationsfrage“ (Genossin Kohrback); öffentliche Versammlung aller in der Leder- und Galanteriewaarenindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Arbeitsverhältnisse bei der Firma Heinrich Levy“ (Genosse Wilhelm); öffentliche Versammlung der Kontobucharbeiter und Arbeiterinnen: „Kleinhandwerk und Großindustrie“ (Genosse Frederich); öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die wirtschaftliche und politische Lage“ (Reichstagsabgeordneter Förstler); zwei öffentliche Versammlungen der Mäntelnäherinnen und aller in der Trikot- und Konfektionsbranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Verwendung weiblicher Arbeitskraft in der modernen Großindustrie“ (Genossin Baader); öffentliche Versammlung des Verbands der Holzarbeiter und Arbeiterinnen: „Der Kampf ums Dasein“ (Genosse Zoel); Bielefeld, öffentliche Frauenversammlung: „Der Werth der Organisation“ (Genossin Kähler); Bremerhaven, öffentliche Volksversammlung: „Die Umsturzvorlage und ihre Folgen“ (Genosse Dr. Niederich); Breslau, große öffentliche Volksversammlung: „Die Handwerkerfrage und die Situation im Reichstage“ (Reichstagsabgeordneter Liebknecht); Eilenburg, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Tabaksteuervorlage“ (Genosse Junge); Froburg, öffentliche Volksversammlung: „Die Tabaksteuervorlage und ihre Folgen“ (Genosse Junge); Harburg, öffentliche Parteiversammlung: „Fordern die Frauen das Wahlrecht?“ (Genosse Grünwaldt); Hainstadt, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die drohende Tabaksteuer“ (Genossin Löwenherz); Magdeburg, öffentliche Versammlung aller in der Tabakindustrie Beschäftigten: „Die Tabakfabrikatsteuer“ (Reichstagsabgeordneter Seyer); Nordhausen, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Umsturzvorlage“ (Genosse Huth); Osnabrück, öffentliche Tabakarbeiterversammlung: „Die Tabaksteuervorlage“ (Genosse Jemoe);

Pfungstadt, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die drohende Tabaksteuer“ (Genossin Löwenherz); Klost, öffentliche Versammlung arbeitsloser Männer und Frauen: „Die Ursache der Arbeitslosigkeit und deren Abhilfe“ (Genosse Groth); Speier, öffentliche Versammlung für Tabakarbeiter und Arbeiterinnen: „Die Tabaksteuervorlage im Reichstage“ (Genossin Löwenherz); Steinberg, öffentliche Volksversammlung: „Die Tabakfabriksteuer und ihre Folgen“ (Genossin Löwenherz); Stettin, öffentliche Versammlung der Schneider und Schneiderinnen: „Die Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung“ (Genosse Ohl); öffentliche Volksversammlung: „Warum fordern die Frauen das allgemeine gleiche, geheime, direkte Wahlrecht?“ (Genossin Baader); Weigelzdorf, öffentliche Volksversammlung: „Michel mach die Taschen zu und die beabsichtigte Knebelung des deutschen Volkes“ (Genosse Feldmann); Werda, große öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Warum fordern die Frauen des Proletariats die politische Gleichberechtigung?“ (Genosse Goldstein).

— Vereinsversammlungen fanden in der nämlichen Zeit statt in: Berlin, Mitgliederversammlung des Vereins der Plätterinnen: „Die Pflege der Augen“ (Reichstagsabgeordneter Barm); Mitgliederversammlung der Metallarbeiter: „Die Thätigkeit der Frau in der Industrie“ (Genossin Baader); Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Sklaven unserer Zeit“ (Genossin Mesch); Mitgliederversammlung aller in der Kürschnerlei beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Verwendung der weiblichen Arbeitskraft“ (Genossin Kohrlack); Charlottenburg, Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Zunahme der Frauenarbeit in der Industrie“ (Reichstagsabgeordneter Zubeil); Hamburg, Verbandsversammlung der Plätterinnen: „Kassenbericht“; Stuttgart, Mitgliederversammlung des Verbands der Metallarbeiter: „Die französische Arbeiterbewegung seit 1870“ (Genossin Jettin).

— **Behördliche Schneidigkeit und Fündigkeit im Kampfe gegen die proletarischen Frauen.** Daß die üblichen Polizeibehörden mit ihren Maßregeln gegen die politische Bethätigung der proletarischen Frauen stets im Recht sind, beweist die Verwerfung einer Reihe von Beschwerden, welche die Genossinnen verschiedener Städte gegen derartige Maßregeln eingelegt hatten. Verworfen wurde die Beschwerde gegen das Verbot einer Versammlung zu Dortmund, die Beschwerde gegen die Auflösung einer Versammlung in der Genossin Löwenherz referirten sollte. Das gleiche Schicksal erfuhr die Beschwerde gegen die Auflösung einer Versammlung in Herufe, in der ebenfalls Genossin Löwenherz Referentin war. In Breslau wurde die von dem Ueberwachenden angeordnete Entfernung der Frauen aus einer öffentlichen Versammlung, als zu Recht und Gesetz geschehen, gebilligt. Abgewiesen ward die Beschwerde der Nürnberger Genossinnen gegen die Entfernung der Frauen aus mehreren öffentlichen Versammlungen. Wo es nur einigermaßen angängig ist, da muß die politische Rechtslosigkeit des weiblichen Geschlechts erhalten, um die Klassenbewußten Bestrebungen der Proletarierinnen zu hemmen. Je dringender aber das Proletariat in unserer Zeit der Kampfgenossenschaft der Frauen auf der ganzen Linie bedarf, um so energischer muß also in seinem Interesse die Forderung erhoben werden: Her mit der politischen Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts!

— **Die Frauen-Agitationskommission Berlin** wurde vorläufig polizeilich geschlossen, weil sie auf Grund ihrer bisherigen Thätigkeit, insbesondere wegen der in letzter Zeit angeregten Agitation für das Wahlrecht der Frauen als politischer Verein im Sinne des preussischen Vereinsgesetzes erscheint, Frauen aber nach § 8 des genannten Gesetzes politischen Organisationen als Mitglieder nicht angehören dürfen. Die Behörden wähen, mit dieser Maßregel einen besonders wirkungsvollen, wichtigen Schlag gegen die sich kräftig entwickelnde proletarische Frauenbewegung geführt zu haben. Die Thatsachen werden sie bald eines anderen belehren. Die proletarische Frauenbewegung wächst genau so, wie die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, aus unseren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen hervor. Mit Naturnothwendigkeit wird sie existiren, sich entwickeln, kräftigen und von Fortschritt zu Fortschritt marschiren, allen Auflösungen und Verboten zum Trotz, aller polizeilichen Büttelei und aller juristischen Lüstelei zum Trotz.

— **Die Frauen zur proletarischen Bewegung heranzuziehen,** war der Zweck einer Agitationstour, welche Genossin Kohrlack durch Mecklenburg-Schwerin auf Veranlassen des Klostoder Gewerkschaftsartells übernommen hatte. In der Zeit vom 20. bis 26. vorigen Monats fanden in Doberan, Warnemünde, Klost, Güstrow, Schwerin und Laage theils „geschlossene“, theils öffentliche Versammlungen statt. Die eigenartigen Verhältnisse Mecklenburgs lassen es häufig zweckmäßig erscheinen, sogenannte geschlossene Versammlungen abzuhalten. Es werden in solchen Fällen Einladungs-

arten vertheilt und findet eine Ueberwachung dieser Versammlungen nicht statt, allerdings haben dieselben auch nicht den agitatorischen Werth wie die öffentlichen Versammlungen. Die Referentin sprach über „Den Werth der Organisation“, „Die Frauen und der Sozialismus“ (letzteres Thema in geschlossener Versammlung), „Die Verwendung der weiblichen Arbeitskraft in der modernen Großindustrie“. — Der Besuch der Versammlungen war überall, selbst bis auf den kleinen Badeort Warnemünde, sehr gut, die Stimmung unter den Frauen eine vorzügliche. Die Besucherinnen der Versammlungen legten ein größeres Interesse an den Tag für die Ausführungen der Referentin, als man in dieser Gegend erwarten sollte. Das ist recht bezeichnend insofern, da bekanntlich in dem verfassungslosen Mecklenburg es sogar auch den Männern verboten ist, sich mit Politik zu befassen. Es bedarf daher der ganzen Vorsicht der Redner, um mit den Polizeigewalten nicht in Konflikt zu kommen, falls diese nicht gleich bei Beginn der Versammlungen diese aus ungenannten Gründen einfach auflösen. Mecklenburg-Schwerin hat so gut wie gar keine Großindustrie. Die proletarischen Frauen sind dort meist in landwirthschaftlichen Betrieben beschäftigt als „Höfearbeiterinnen“. Es ist noch ein Rest der Feudalwirthschaft, die Frauen werden oft einfach kommandirt, für 50 Pfennig pro Tag bei der Heuernte u. s. w. zu helfen. Daneben sind es Kleinbetriebe gewerblicher Natur, in denen die Frauen um ein paar Pfennige arbeiten. Sind sie so glücklich, noch eine Kuh, ein paar Hühner zc. zu besitzen, so schleppen sie die Butter, die Eier, Grünzeug zc. zur Stadt oder zum Flecken und verkaufen es dort, um für ihren eigenen Bedarf Syrup und amerikanisches Schmalz zu ersehen. Den dadurch erzielten geringen Ueberschuß an Geld müssen sie zum Einkauf von Kleidung, Beleuchtung zc. verwenden. Wenn unter solchen Verhältnissen auf kleinen Orten wie Doberan die Frauen anderthalb Stunden durch fußhohen Schnee waten müssen, um zum Versammlungslokal zu kommen, die Versammlungen dann bei so dünn gesäter Bevölkerung noch so zahlreich besucht sind, so ist das ein überaus erfreuliches Zeichen. — In größeren Orten wie Güstrow, besonders aber in Klost, waren vorwiegend Frauen erschienen, dagegen in Schwerin nur wenige Frauen. Das letztere dürfte zunächst wohl auf die Männer zurückzuführen sein, die lieber selbst die Versammlung besuchen, als ihre Frauen hingehen zu lassen. Der Umstand, daß es eine Gewerkschaftsversammlung war (wegen der oben geschilderten politischen Verhältnisse), mag freilich auch dazu beigetragen haben. Der Wunsch nach lebhafter Agitation wurde besonders von den Frauen durchweg in allen Orten geäußert. Im Ganzen kann also von unserer Seite eine volle Befriedigung über die Resultate ausgesprochen werden, obwohl wir nicht verkennen wollen, daß noch ein schweres Stück Arbeit dort zu leisten ist.

M. R.
— **Die Bewegung der proletarischen Frauen für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts** nimmt einen kräftigen Fortgang. In Köpenick, Friedenau, Charlottenburg, Rixdorf und Wandsbeck fanden öffentliche, sehr gut besuchte Volksversammlungen statt, welche im Anschluß an Referate der Genossinnen Ihrer, Greifenberg, Baader und des Genossen Fischer mit Begeisterung der bekannten Resolution über die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zustimmten. Um die eingeleitete Agitation zu fördern, hat die Frauen-Agitationskommission — kurze Zeit, ehe sie geschlossen wurde — folgendes Schreiben an die sozialdemokratische Reichstagsfraktion gesandt:

„Um eine starke und einheitliche Bewegung für das Frauenwahlrecht in ganz Deutschland einzuleiten, stellen wir an alle Vertreter der sozialdemokratischen Partei das höfliche Ersuchen, in ihren Wahlkreisen wenigstens je eine öffentliche Versammlung abzuhalten, in der die Nothwendigkeit der Forderung des Frauenwahlrechts besonders betont, und die im „Vorwärts“ am 6. und 7. d. Mts. veröffentlichte diesbezügliche Resolution zur Annahme gebracht wird.“

„Da wir beabsichtigen, dem Reichstage Kenntniß zu geben, in welchen Orten die Resolution angenommen wurde, so ersuchen wir die Herren Abgeordneten, in deren Wahlkreisen solche Versammlungen stattfinden, uns mittheilen zu wollen, wo dieselben stattfinden und wie groß die Zahl der Teilnehmer an denselben war.“

Die Frauen-Agitationskommission.“

Die Fabrikinspektion im Reichstage.

Das „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo“, unter dessen Zeichen die deutsche Arbeiterschutzesetzgebung marschirt, klang deutlich aus den Debatten über die Fabrikinspektion heraus, welche an die Staatsberatung des Reichsamts des Innern anknüpften. Zögernd und widerwillig und trotzdem hinter höchst bedeutsamen Wendungen gedeckt, ließ sich der Staatssekretär von Bötticher zu der Erklärung herbei, „es sei ja möglich, daß die Thätigkeiten als Kesselrevisor und Fabrik-

inspektor unvereinbar mit einander seien". Die gegen die Verquickung der beiden Ämter erhobene Kritik, die Forderung auf wesentliche Reform des Fabrikinspektorats werde er seinen Herren Kollegen zur Erwägung empfehlen. Und diese noch weniger als halbe Versicherung, daß den dringenden Wünschen der Arbeiterschaft vielleicht Rechnung getragen werden könne, wurde durch die Verschönerung hinter der Kompetenz der Einzelstaaten weiter abgeschwächt und geradezu aufgehoben, Summa Summarum spinnt aber auch diese Erklärung den Faden der sozialpolitischen Rückwärtserei und dies ohngeachtet der Tatsache, daß die Mängel der Fabrikinspektion so augenscheinliche sind, daß sogar Zentrum und Freisinn sich getrieben fühlten, Kritik zu üben und Reform zu fordern. So beklagte der Ultramontane Hiße — was von der Sozialdemokratie schon seit Jahren gerügt worden ist — daß der Gesamtbericht über die Fabrikinspektion größeren Kreisen so gut wie unzugänglich sei. Er erklärte sich für die Anstellung von Arbeitern als Assistenten der Aufsichtsbeamten, sowie für die Ernennung weiblicher Fabrikinspektoren in allen Betrieben, wo ausschließlich weibliche Arbeitskräfte beschäftigt seien. Außerdem empfahl er Konferenzen von sämtlichen Fabrikinspektoren jeden Einzelstaates und Zentralzusammenfassung des Fabrikinspektorats im Ministerium oder in dem Amt eines Generalinspektors. Durch die betreffenden Ausführungen war offenbar der Arbeiterfreundlichkeit Genüge gethan, welche das Zentrum offiziell und mit Worten befundet. Und um das allergehäßteste Wohlwollen der Regierung und des Unternehmertums nicht zu verscherzen, schwärmte Herr Hiße für die Verbindung von Kesselrevision und Fabrikinspektion, die natürlich! im Interesse der Arbeiterschaft liegen soll. Der Freisinnige Pachnicke bezeichneter dagegen ganz richtig diese Verquickung als einen Rückschritt und ging in seinen Forderungen auch insofern über das Zentrum hinaus, als er Arbeiter als Gewerberäthe angestellt wissen wollte, da diese Dank ihrer praktischen Erfahrungen das Amt besser verwalten könnten, als mancher Bureaukrat.

Die eingehendste, den Kern der Sache treffende Kritik wurde natürlich aus der Mitte der sozialdemokratischen Fraktion an der Fabrikinspektion geübt. Genosse Fischer hielt eine scharfe Nachlese zu seiner neulichen Abrechnung mit den sozialreformatorischen Sünden des neuen Kurzes. Er wies nach, wie man aus Furcht vor der Sozialdemokratie aus dem Berichte über die Fabrikinspektion alles

verbannen wolle, was die Berechtigung der Kritik und der Reformforderungen der Sozialdemokratie klärllich erhärte. Deshalb die Anweisung des Reichskanzlers vom Dezember 1893, laut deren „nur Thatfachen mitzutheilen sind, die auf zuverlässigen Ermittlungen beruhen, die etwaigen kritischen Bemerkungen einen lediglich sachlichen Charakter tragen sollen, Vorschläge wegen Aenderung und Ergänzung der bestehenden Vorschriften nur im Falle dringlichen praktischen Bedürfnisses und nur nach eingehender Prüfung zu machen seien". Diese Mahnung wirkte wie eine kalte Douche auf die Geneigtheit der Fabrikinspektoren, schreiende Mißstände in den Verhältnissen der Arbeiterschaft zur Sprache zu bringen und eine weitere Entwicklung des gesetzlichen Arbeiterschutzes zu fordern. Der gleichen Tendenz entsprechend wurden die gravierendsten Stellen aus den Berichten der Fabrikinspektoren mit der Scheere beseitigt. Trotz alledem zeige sich noch offener Widerspruch zwischen den recht rosigten Schilderungen über die Lage des deutschen Proletariats im Eingang des bürokratisch gefärbten Gesamtberichts und den Mittheilungen der Fabrikinspektoren über Arbeitslosigkeit und Nothstand in Breslau, Sudenburg, Liegnitz, Mecklenburg, Niederbayern, Chemnitz und anderwärts. Gleicherweise erhelle aus dem Bericht die Dringlichkeit einer gründlichen Reform des Fabrikinspektorats. So erklären sich fast alle Gewerbeaufsichtsbeamten gegen die Verbindung von Kesselrevision und Fabrikinspektion, da $\frac{3}{4}$ ihrer Thätigkeit durch die erstere in Anspruch genommen wird. Nur ein einziger Fabrikinspektor spricht sich für den gegenwärtigen Stand der Dinge aus, und der Mann war erst $\frac{2}{3}$ Monate in seinem Amt thätig, als er sein Urtheil abgab. Ferner klagen die Fabrikinspektoren vielfach, daß ihnen die Unternehmer die Ausübung ihrer Amtspflichten erschweren, daß diesen jedes Verständniß für die Arbeiterschutzgesetzgebung abgehe. Mehr und mehr zeigt sich, daß die Inspektion der Betriebe in Abwesenheit der Unternehmer vorgenommen werden müsse, da anderenfalls Arbeiter und Arbeiterinnen aus Furcht vor Maßregelungen sich auch über die ärgsten Uebelstände nicht zu beschweren wagen. Diese Furcht sei auch ausschlaggebend dafür, daß die Sprechstunden der Fabrikinspektoren nicht gut benutzt werden. Andererseits müsse es den Pflichterfüller der Gewerbeaufsichtsbeamten dämpfen, daß Inspektoren, welche direkte Verbindung mit den Arbeitern und deren Vertrauen zu erwerben suchen, vom Unternehmertum scheel angesehen werden und eventuell eine Verletzung zu er-

Im Dienst.

(Frei nach dem Französischen.)

Seit zwei Monaten waren sie aus ihrer früheren Stelle entlassen.

Heute sollten sie sich Beide, Mann und Frau, der Gräfin K. vorstellen, welche eine Gärtnerstelle zu besetzen hatte.

Als sie die Gärten, die Anlagen und die Gewächshäuser alle besichtigt hatten, ebenso wie das Gärtnerhäuschen, das, anmuthig von wildem Wein und Ephen umrankt, am Eingang des großen Parkes lag, kamen sie auf den Rasenplatz zurück, wo die Gräfin, ein Buch in der Hand, in einem Schaukelstuhl lag, während ihre drei Kinder, von der Erzieherin überwacht, sich auf dem Gras tummelten.

Ueber ihr Buch weg glitten die Blicke der Mutter nach ihren Kindern und weiltten mit Wohlgefallen auf den lieblichen Wesen, deren goldene Mähnen in der Sonne leuchteten, während sich ihre runden, rosigen Glieder, aus kostbaren Spitzen hervor, flink und lustig bewegten.

Respektvoll blieb das Paar in einiger Entfernung stehen. Der Mann nahm die Mütze ab und drehte sie verlegen in seinen Fingern; die Frau blickte schüchtern unter ihrem schwarzen Strohhut hervor und zupfte an dem Kettchen ihrer Ledertasche. Sie sah etwas bleich aus und die Züge ihres mit Sommersprossen bedeckten Gesichtchens schienen ein wenig verzerrt, auch hatte sie etwas Vintisches in ihren Bewegungen, aber sie war peinlich sauber. Der Mann sah stattdessen und kräftig aus, und gutmüthig blickten die blauen Augen aus dem wettergebräunten Gesicht; seine Hände waren knorrig und erdfarben und seine Finger schienen gleichsam abgenutzt an den Enden.

„Nun, tretet näher“, rief die Gräfin in göttlich aufmunterndem Tone.

Sie traten wenige Schritte vor, dann blieben sie wieder stehen, Beide zu gleicher Zeit mechanisch die Hände über den Leib haltend. Die Frau wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen nach der schönen

Dame, die sie jetzt ausfragen würde, sie aushorchen, ihr das Innerste herauszuholen, wie schon so Manche es gethan in den ungeliebten zwei letzten Monaten; darum sah sie unverwandt nach den Kindern, die ebenfalls herzugekommen waren und sich aufpostirt hatten.

„Nun,“ fragte die Gräfin, „habt Ihr Euch Alles angesehen?“

„Frau Gräfin sind sehr göttig,“ antwortete der Mann . . .

„Das Besitzthum ist sehr schön, sehr groß und Arbeit giebt's da.“

„Und ich bin sehr genau, das sage ich Euch gleich; sehr gerecht, aber sehr genau, es muß Alles so sein, gerade so, wie ich es haben will. Tadellos muß Alles sein, und Blumen, Blumen die Menge, zu jeder Jahreszeit, unter allen Umständen.“

„Was das betrifft“, erwiderte der Mann, „vor der Arbeit ist mir nicht bange, je mehr, je lieber; mein Handwerk ist mein Leben; und was die Blumen anlangt, nun, wenn man Geschmack hat und, gnädige Frau entschuldigen, Mist genug, so kann man Blumen ziehen, so viel Frau Gräfin nur wünschen.“

Er hielt inne. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Meine Frau ist auch sehr flink und thätig. Sie sieht nicht besonders stark aus, aber das thut nichts zur Sache, sie hat Kurage und auf's Federvieh versteht sie sich wie keine Zweite. Da, wo wir vorher waren, hatten wir 300 Hühner, und sie war's, die sie . . .“

Die Gräfin unterbrach ihn:

„Gefällt Euch die Wohnung?“

„Frau Gräfin sind sehr göttig, auch die Wohnung ist sehr schön. Sie ist fast zu groß für so kleine Leute, wie wir sind; aber man bewohnt eben nur, was man braucht. Und das Haus liegt vom Schloß weit ab, das ist gut. Die Herrschaft liebt es nicht, wenn die Gärtnerleute zu nahe beim Schloß sind — auch wegen der anderen Diensthofen nicht — es ist auch nicht gut, für Niemand — so wie es hier ist, ist es am besten. Alles ist ganz vorzüglich hier, nur —“

Er stockte und sah wieder verlegen drein.

„Nun, nur?“ fragte die Gräfin nach einer längeren Pause,

Aus dem Reiche der Prügelfreunde.

„Liebe Ruth,
 Mach' mich gut,
 Mach' mich fromm,
 Daß ich in den Himmel komm!“

M. Kt. Dieses fernige Sprüchlein, das die Ruthe als Erziehungsmittel zur Gottseligkeit preist, ist nach den glaubwürdigen Mittheilungen verschiedener Pädagogen noch heutigen Tags in manchen deutschen Gegenden als Kindergebet üblich. Wie würde den frommen Prügelfreunden das Herz im Leibe lachen, wenn den Erwachsenen, die ihrer Botmäßigkeit unterstellt sind, dies Sprüchlein ebenso geläufig würde wie das Vaterunser! Prügel, tüchtige Prügel sind in ihren Augen das einzige Mittel zur Besserung der sündigen Menschheit, insofern diese aus Arbeitern, Diensthöfen, Tagelöhnern und anderen ausgebeuteten Arbeitskräften besteht. Wenn es nach ihnen ginge, dann würden die Prügelfreunde mit Kantschuh und Peitsche die Welt regieren und allen auffässigen Elementen unbedingten Gehorsam, Bereitwilligkeit zu billiger Arbeit und blinde Unterwerfung unter den Willen von Ausbeutern und „Vorgesetzten“ einbläuen. Leider aber wandelt die Geseßgebung noch in den Bahnen einer falschen Humanität und beschränkt das Prügelrecht. So sehen sich denn die Prügelfreunde genöthigt, von Zeit zu Zeit den Ruf zu erheben: Mehr Prügel her, mehr Prügel für das Volk! In erster Linie figuriren unter den Verehrern von Kantschuh, Reitpeitsche und Rohrstock Mitglieder der edlen Sippe der Krautjunker und Schlotbarone, die „Stellvertreter Gottes auf Erden“ in Offiziers-, Unteroffiziers- und Marine-Uniform, allen voran die christlichen Zivilisatoren vom Schlage der Veist-Beblau. Sie sind überall dort zu finden, wo unter wirtschaftlichem oder geseßlichem Zwange Menschen ihre Freiheit gegen Unfreiheit, ihr Selbstbestimmungsrecht gegen unterwürfigen Gehorsam eintauschen müssen. So giebt es ganze Schichten der Bevölkerung, denen Prügel das Geleite durch das ganze Leben geben. Die Kinder erhalten Prügel in der Schule. Prügel müssen dem jungen Proletarier in unserem herrlichen Kriegsheer die Liebe zum Soldatenstande einpauken. Die Begeisterung für den Seemannsberuf wird im Matrosen durch das Tausende und die neunschwänzige Kasse geweckt. Auf Grund unserer patriarchalischen Gesindeordnung vom Jahre 1810 werden Dienst-

warten haben, wie der Gewerbeinspektor Jäger in Köln. Genosse Wurm geißelte auf Grund der Berichte der Fabrikinspektoren die Ausbeutung proletarischer Arbeitskraft durch das Unternehmertum. Besonders eingehend brandmarkte er die schamlose Ausnutzung der kindlichen Arbeiter, welche die Fabrikbarone mit frechster Verhöhnung der geseßlichen Bestimmungen praktiziren, indem sie entweder die Fabrikinspektoren über das Alter der Kinder belügen oder aber diese in der Hausindustrie gegen Bettelpennige beschäftigen. In Anschluß an ihre Bemängelung der heutigen Fabrikinspektion erhoben unsere Genossen eine Reihe positiver Reformforderungen. Sie traten ein für die Trennung von Fabrikinspektion und Kesselrevision, für die Anstellung von Arbeitern und Arbeiterinnen als Fabrikinspektoren, für die Zuerkennung der Exekutivgewalt an die Gewerbebeamten, für die Vermehrung des Stabes der Inspektoren, für die Ausdehnung der staatlichen Aufsicht auf die Hausindustrie und das Handwerk, für das geseßliche Verbot jeder Kinderarbeit u. In trefflichen Ausführungen begründete Genosse Wurm eingehend die Forderung, auch Frauen, und zwar praktisch erfahrene Arbeiterinnen, als Fabrikinspektorinnen anzustellen. Die Erfahrungen, welche man in Amerika, England und Frankreich mit weiblichen Gewerbebeamten gemacht habe, seien die allergünstigsten, und die geforderte Reform liege im Interesse weitestverbreiteter Frauenkreise. Auch die Nothwendigkeit, nicht bloß Bureaukraten und Techniker mit der Gewerbeaufsicht zu betrauen, vielmehr Arbeiter, wurde unter Hinweis auf die diesbezüglichen Verhältnisse in England von unseren Genossen betont. Den Interessen der Arbeiterschaft entsprechend müßten jedoch, wie klar hervorgehoben ward, Arbeiter und Arbeiterinnen selbst bei der Ernennung dieser Beamten ein ausschlaggebendes Wort zu sprechen haben. Durchaus berechtigt und bescheiden sind die Reformen, welche die Sozialdemokratie im Interesse der deutschen Arbeiterklasse bezüglich des Fabrikinspektorats fordert. Ihnen steht das Eingeständniß gegenüber, daß das Wischen sozialreformatorische Spiritus des Neuen Kurses zum Teufel gegangen, und daß nur die Unternehmerrundlichkeit geblieben ist. Nur durch zähen, besonnenen und ausdauernden Kampf wird die deutsche Arbeiterklasse die unabweisbare weitere Ausgestaltung des geseßlichen Arbeiterschutzes, den Ausbau und die Reform des Fabrikinspektorats erzwingen.

während welcher die Verlegenheit des Gärtners nur größer geworden war.

Er zerbrückte die Mühe in den Händen; setzte die Füße fester auf die Erde, richtete sich gerade in die Höhe und sagte, sich ein Herz fassend:

„Das ist die Sache. Ich wollte der gnädigen Frau bemerken, daß der Lohn nicht hoch genug ist im Verhältniß zur Arbeit; es ist zu wenig, damit kann man nicht auskommen.“

„Ihr vergeßt, daß Ihr freie Wohnung habt, daß Ihr das Brennmaterial bekommt, auch Obst und Gemüse; ich gebe auch wöchentlich ein Duzend Eier und täglich einen Liter Milch.“

„Oh! gnädige Frau geben die Eier und die Milch!“ Und er sah nach seiner Frau, als ob er sich mit ihr berathen wolle.

„Nun ja, das ist gewiß etwas, das läßt sich hören, das spürt man in einem Haushalt.“

Die Frau sagte schüchtern:

„Ja, das hilft noch, es ist wahr und man bekommt ja gewiß zu Neujahr und am Johannisstag auch ein Geldgeschenk.“

„Nein, nichts!“

„Es ist doch überall so Brauch?“

„Bei mir nicht.“

Die Gnädige hatte diese Worte so bestimmt gesprochen, daß die Beiden wohl merkten, ein weiteres Eindringen wäre nutzlos.

Sie fuhr nun fort:

„Seit wann seid Ihr verheirathet?“

„Seit vier Jahren.“

„Ihr habt keine Kinder?“

„Wir hatten ein kleines Mädchen, das gestorben ist.“

„Gut, ganz gut“, sagte die Gnädige nachlässig. Nach einer kleinen Pause hob sie wieder an:

„Ihr seid aber Beide jung, Ihr könntet noch welche bekommen.“

„Ja, freilich, man weiß nicht. Dazu kann man leichter kommen, als zu hundert Thaler Renten.“

Die Augen der Gräfin blickten streng.

„Ich muß Euch warnen und Euch im Voraus erklären, daß ich keine Kinder bei mir dulde.“

Und sie fuhr mit ihrer schönen Hand vor ihrem Gesicht hin und her, als ob sie eine lästige Fliege verscheuchte.

„Nur kein Kind“, wiederholte sie, „wenn ein Kind käme, müßte ich Euch entlassen, sofort! Kinder schreien, Kinder sind überall im Wege, Kinder ruiniren Alles, sie haben ansteckende Krankheiten. Ich dulde absolut keine Kinder in meinem Besitzthum. Ihr seid gewarnt, richtet Euch danach ein, trifft Eure Maßregeln.“

Der Gärtnerin war es schwer ums Herz geworden; die Thränen drohten hervorzubrechen, wie eine Zentnerlast lag es ihr auf der Brust. Sie sah die Kinder der Reichen, wie sie sich des schönen Daseins freuten, und sie haßte sie jetzt; sie haßte noch mehr die Gräfin, diese gepuzte, reiche, in ihrem Egoismus lächelnde Mutter, die eben diese abscheulichen Worte gesprochen; sie hätte auf sie zustürzen mögen und sie schütteln; ja, schlagen hätte sie sie mögen, diese Herzlose.

Aber sie bezwang sich und sagte kein Wort. Statt ihrer rebete der Mann:

„Man wird sich hüten, man wird der gnädigen Frau nicht unangenehm werden.“

„Ja, das ist recht, hütet Euch, daran thut Ihr wohl. Uebrigens, seht“, setzte sie in wohlwollendem, fürsorglichem Ton hinzu, „wenn man arm ist, ist es weit besser, man hat keine Kinder, das glaubt mir.“

„Gewiß, gewiß“, antwortete wieder der Mann, „Frau Gräfin haben vollkommen Recht; wenn man arm ist, ist es besser, man hat keine Kinder.“

Das klang ganz ruhig und vollkommen überzeugt; aber der Blick des Mannes widersprach den unterthänigen Worten, die seine Lippen gesprochen, um seiner zukünftigen Herrin angenehm zu sein.

Diese merkte jedoch davon nichts, denn sie sah unverwandt und prüfend auf die junge Frau, die sie soeben zur Unfruchtbarkeit verurtheilt hatte.

boten, Landarbeiter und Landarbeiterinnen nach wie vor „mäßig“ gezüchtigt. Kein Wunder daher, wenn Prügel zu „Besserungszwecken“ auch in Strafanstalten zur Anwendung kommen. Von Zeit zu Zeit dringen Gerüchte in das Publikum von sinnreichen Prügelmaschinen, die sich in gewissen Zuchthäusern in Gebrauch befinden sollen. Man hört ferner von lebernen Weinkleidern, die inhaftierten Frauen bei Prügelerektionen angelegt werden, damit „das Schamgefühl nicht verletzt werde“. Und wenn dergleichen Dinge am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht nur möglich sind, sondern fast alltäglich geschehen, dann schreit man noch über falsche Humanität und fordert mehr Prügel!

Die körperliche Züchtigung gehört, soweit sie überhaupt als Erziehungsmittel in Betracht kommt, ausschließlich in die Familie.* Was darüber hinaus ist, das ist vom Uebel. Trotzdem hat die Prügelpädagogik in erster Linie noch ihre Hauptfestung in der Schule. Da aber nach Ansicht der herrschenden Klasse nur das gemeine Volk geprügelt werden darf, so wird der Rohrstock meist nur in der Volksschule, d. h. in der Armenschule geschwungen. Wehe dem Lehrer, der es wagte, einen Gymnasiasten oder eine höhere Tochter zu züchtigen! Er würde sich die heftigste Entrüstung der Angehörigen zuziehen, wenn es deren Einfluß nicht gar gelingt, ihn in seinem Amt schwer zu schädigen. Im Gegensatz dazu fordern dieselben Leute, daß das gegen früher etwas eingeschränkte Züchtigungsrecht in der Volksschule nach Möglichkeit ausgedehnt werde. Es kümmert jene Herrschaften wenig, daß die Erziehung in der Schule damit auf das Niveau der Hundedressur herabgezogen wird, bei der Prügel bekanntlich die Hauptrolle spielen. Sie haben ja insofern den Vortheil davon, als Menschen, die von Jugend auf an Prügel gewöhnt sind, sich in der Regel am leichtesten und willigsten ausbeuten lassen. Das Ideal dieser Leute ist heute noch immer der durch seine Prügelstatistik unsterblich gewordene „Pädagoge“ Jakob Häuberle, der in etwa 51jähriger Amts-

zeit nicht weniger als 911 517 Stockschläge, 124 010 Rutenhiebe, 20 989 Pföfchen und Klaps mit dem Lineal, 136 715 Handschmisse, 10 235 Maulschellen, 7905 Ohrseigen, 1 115 800 Kopfschmisse und 12 763 verschiedene andere Züchtigungen mittels Bibel, Katechismus, Gesangbuch und Grammatik austheilte.

Wie sehr wir noch heute in den Zeiten Jakob Häuberle's stecken, geht unter Anderem daraus heraus, daß sich noch in den letzten beiden Jahrzehnten Lehrerkongresse für die praktische Anwendung der Prügelpädagogik ausgesprochen haben. In Sachsen verlangte noch in den siebziger Jahren eine Konferenz von 22 Schuldirektoren, jedem Volksschullehrer solle das Recht der körperlichen Züchtigung gestattet werden. Als die Schuldeputation daraufhin „eine spezielle Darlegung“ darüber verlangte, in welcher Art und Weise und unter welchen Bedingungen man sich die im Prinzip für nothwendig befundene körperliche Züchtigung denke, gingen die 22 Direktoren frohgemuth an das Werk und verbreiteten sich ausführlich über die verschiedenen Arten der bisher üblichen und der in Zukunft zu wählenden Züchtigung. Diese Darlegung ist im „Programm der öffentlichen Volksschule der königlichen Residenz- und Hauptstadt Dresden 1874“ zu finden. Wer noch einen Zweifel hegt an der verrothenden Wirkung der Prügelstrafe auf diejenigen, welche sie ausführen, der möge diese klassische Darlegung nachlesen. Sachsen scheint überhaupt das gelobte Land der Prügelpädagogik zu sein. Vor kaum drei Jahren ließ die konservative Partei im sächsischen Landtage durch den Abgeordneten Mehnert erklären, daß sie die Prügelstrafe nicht nur in der Schule für die Kinder als nothwendig erachte, sondern auch in allen öffentlichen Besserungsanstalten für Erwachsene. Diese Ansicht der privilegierten Stützen von Thron und Altar war gewiß nicht neu. Gut aber war es, daß sie wieder einmal so unverblümt ausgesprochen wurde, denn dadurch ging manchem naiven Gemüth ein Licht auf über die Segnungen der „Kultur“, welche von der konservativen Sippe im Interesse des Geldsacks dem Volke erhalten bezw. zurückgegeben werden soll. Auf das Tiefste zu bedauern ist es nur, wenn an die alleinseligmachende Prügelpädagogik auch Männer glauben, die bei ihrer Einsicht in das Erziehungswesen und bei ihren vielfachen praktischen Erfahrungen dieselbe durchaus verwerfen sollten. Wir meinen damit die Lehrer. Sie sollten doch wissen, daß die Kinder des Proletariats im Durchschnitt weder zuchtloser noch dummer sind als die der besitzenden Klassen, die in ihren Schulen nicht geprügelt werden dürfen. Sie sollten ferner wissen, daß eine Erziehung ohne körperliche Züchtigung in der Schule sehr wohl möglich ist. Ihre Bestrebungen müßten statt auf Erweiterung des Prügelrechtes auf eine gründliche Reform des gesammten Volksschulwesens gehen. Wenn die Proletariatskinder heute in fast jeder Schule geschlagen werden, so sollten indeß die Mütter der Gezüchtigten ihre oft nur zu berechtigte Entrüstung darüber nicht einseitig gegen den Lehrer lehren. Ein Lehrer mag noch so tüchtig in seinem Fache sein, noch so human denken und die Prügelpädagogik verabscheuen, die elenden Verhältnisse unserer Volksschulen erklären es, wenn auch er hin und wieder den Stock in die Hand nimmt. In den Unterrichtsanstalten, in denen neun Zehntel aller Kinder Deutschlands ihr Quantum an Wissen erhalten, sind die Klassen in der Regel überfüllt. Eine Schülerzahl von 70, 80, 100 und mehr Köpfen in einer Klasse ist etwas sehr Häufiges. Unter solchen Verhältnissen ist es aber öfters äußerst schwierig, ohne Stock auszukommen. In den höheren Unterrichtsanstalten besteht dieser Uebelstand natürlich nicht. Dort findet man in jeder Klasse durchschnittlich nur 40 Schüler, denen auch Alles, was zur Veranschaulichung und Erleichterung des Unterrichtes dient, in reicher Fülle zu Gebot steht. Wie sehr erschwert dagegen das Fehlen der nöthigsten Unterrichtsmittel in den Volksschulen der kleinen Städte und Dörfer das Lehren und Lernen. Da wird denn das vorgeschriebene Penfum leider nur zu oft eingepügelte. Die elende Knausererei, welche die herrschenden Klassen bei allen Zwecken betreiben, die nichts mit dem Militarismus gemein haben, ist also die Nährmutter der Prügelpädagogik in der Schule, nicht aber die moralische Schlechtigkeit der Jugend.

In der bürgerlichen Gesellschaft wird der Volksunterricht stets das dürftig bedachte und mißhandelte Stiefkind bleiben, und so wird lustig weiter geprügelt werden. Die bürgerliche Gesellschaft möchte das Proletariat überhaupt am liebsten zum Prügeljungen machen für alle Sünden, die sie selbst auf dem Gewissen hat. Doch zum Prügel gehören bekanntlich zwei, einer, der prügelt und einer, der sich prügeln läßt. Das Volk will sich aber nicht länger züchtigen und schlagen lassen, es kündigt der Bourgeoisie das nahende Ende der in ihrer Klassenherrschaft begründeten Prügelära an. Es erstrebt eine neue Gesellschaftsordnung, welche physischen und geistigen Zwang als Hemmschuh der Freiheit und des Fortschritts verabscheut und in welcher den Prügel Freunden für alle Zeiten das Handwerk gelegt wird.

* Unserer Ansicht nach sollte die körperliche Züchtigung überhaupt gar nicht als „Erziehungsmittel“ in Betracht kommen und dies aus schwerwiegenden pädagogischen Gründen nicht. Der Familie das Prügelrecht zuzuerkennen, heißt unseres Erachtens zugestehen, daß die Eltern selbst noch nicht so erzogen sind, daß sie sich ihrer Aufgabe als Kindererzieher gewachsen zeigen.
Die Redaktion.

Der Handel wurde abgemacht. Die Gebieterin zählte noch einmal her, was sie von ihren Diensthofen verlangte, machte Einschränkungen und gab Wünsche kund, und als schließlich Alles fertig war, fügte sie noch in einem Ton, der keine Antwort erwartete oder Gegenrede duldetete, hinzu:

„Ich hoffe, Ihr seid religiös. Hier geht Jedermann zur Kirche Sonntags, und Ostern zur Kommunion. Daran halte ich streng fest.“

(Schluß folgt.)

Der moderne Tantalus.

Ihr kennt sie wohl, die alte Sage
Von jenem König Tantalus,
Der seine graue Hungerplage
In Ewigkeit bestehen muß.
Kings locken, mühslos zu erreichen,
Ihn Früchte voller Herrlichkeit,
Doch wie er darnach greift, so weichen
Zurück sie unerreichbar weit.

O Volk, wie gleichst in deinen Nöthen
Du des verdammten Königs Bild!
Kings lacht die Erde wie ein Eden,
Draus stets dir neue Qual entquillt.
Du siehst der Sonne Strahlen glänzen
Und reifen manche goldne Frucht.
Und bist doch in des Elends Drenzen
Hinein gebannt, hinein verflucht.

Setroß! Die alten Götter sanken,
Die einst den Tantalus gebannt,
Und neue leuchtende Gedanken
Erobern dir dein eigen Land.
Sie lassen neu die Welt erblühen
Und bringen dir den roß'gen Tag,
Da nicht mehr grausam dich zu fliehen
Der eignen Arbeit Frucht vermag!

Zur Lage der Näharbeiterinnen Stettins.

Nichts weniger als sonnig war das Bild von den Erwerbsverhältnissen der graphischen Arbeiterinnen, das wir in der vorigen Nummer der „Gleichheit“ zeichneten. Noch trüber aber sieht es mit den Bedingungen aus, unter denen in Stettin die weiblichen Arbeitskräfte im Nähgewerbe und in einschlägigen Berufen ihr Brot essen. In den betreffenden Erwerbszweigen sind entweder nur Frauen und Mädchen beschäftigt, oder die Frauenarbeit ist in so umfangreicher Weise eingeführt, daß sie für die Arbeitsbedingungen ausschlaggebend ist. Dem entsprechend ist die Entlohnung durchgängig eine äußerst geringe, pendelt beständig sehr nahe der Hungergrenze hin und her und sinkt sehr oft unter diese hinab. Mußte doch seinerzeit in einer offiziellen, vom Reichstag veranstalteten Enquête durch Gewerberäte und andere Beamte konstatiert werden, daß vielfach Konfektionsarbeiterinnen, Wäschenäherinnen u. in Folge ihres äußerst geringen Verdienstes in die Zwangslage veretzt sind, in der Prostitution nicht bloß vorübergehend in Zeiten der Erwerbslosigkeit, sondern ständig einen Nebenerwerb suchen zu müssen. Diese Zwangslage besteht auch für viele Stettiner Näharbeiterinnen, die nicht von der Familie unterstützt und gehalten werden können. Ob in Stettin eine Näharbeiterin der Konfektionsbranche im großen Atelier für den Export nach Amerika und Rußland Mäntel fertigt, ob sie daheim Westen und Hosen näht, ob sie als Kleidermacherin für die größeren Maßgeschäfte arbeitet oder als Weisnäherin thätig ist: der Verdienst steht in der bei Weitem oder großen Mehrzahl der Fälle so tief, daß er kaum zum Salz auf's Brot hinreicht.

Von wesentlichem Einfluß auf die schlechten Erwerbsverhältnisse der betreffenden Arbeiterinnen ist es, daß im Nähgewerbe die Hausindustrie eine ganz hervorragende Rolle spielt und den Unternehmern gestattet, die Löhne nach Belieben zu drücken und die Arbeitszeit ungemessen lang auszudehnen. Auch das geradezu gemeingefährliche System der Zwischenmeister steht hier in voller Blüte und zeitigt eine so hochgradige Ausbeutung der Arbeiterinnen, daß sie nicht anders als schwachvoll bezeichnet werden kann. Mancher Zwischenmeister als 10–20 Mädchen sitzen, auf je eine Maschinennäherin zwei Handnäherinnen. Die Arbeit ist natürlich Saisonarbeit, und ist die Periode angestrengtesten Schaffens und ausgedehntester Arbeitszeit vorüber, so werden die Mädchen vom „Herrn Meister“ entlassen und mögen nun sehen, wie sie ihre Existenz über die Tage der sauren Gurke hinweg bis zu der nächsten Saison der Ueberarbeit fristen. Manche Konfektionsgeschäfte vergeben die zugeschnittenen Artikel einer Arbeiterin zum Anfertigen. Diese nimmt dann einige Gehilfsinnen an und wird ihrerseits Zwischenmeisterin. Von geregelter Arbeitszeit ist natürlich nur in den Werkstätten der Geschäfte und Meister die Rede. Sie dauert gewöhnlich von 8 bis 8 Uhr mit 1–1½ stündiger Mittags- und je ¼ stündiger Frühstück- und Vesperpause. In der Hochsaison aber muß gearbeitet werden „nach Bedarf“, d. h. oft genug bis Mitternacht, auch wohl ab und zu die ganze Nacht hindurch. Schnell genug folgt dann die Zeit der Traue, wo dann die Arbeiterinnen mehr Muße haben, als ihnen lieb ist.

Verschieden wie die Beschäftigung, ist natürlich auch der Verdienst. So kann es beispielsweise eine tüchtige Maschinennäherin auf 9–12 Mark pro Woche bringen, je nach Größe und Quantität der einzelnen Stücke, die sie ausfertigt. Eine Hosen- oder Westennäherin verdient günstigen Falls 7–10 Mark; Arbeiterinnen auf Knaben-Garderoben können 6–8 Mark als Wochenverdienst heimtragen; solche auf Kinder-Garderobe kaum ebensoviel. Die angegebenen Löhne werden nur erzielt bei voller Beschäftigung und Anspannung aller Kräfte. Dabei ist festzuhalten, daß sie gekürzt werden durch die mannigfachen, oft nicht unerheblichen Ausgaben für Nadeln, Garn u. dergl.; ferner daß in der toten Saison der Verdienst ganz ausbleibt. So ergaben die Viehrbücher von sechs Näherinnen verschiedener Branchen einen Jahresverdienst von roh **475, 782, 547, 463, 514 und 661 Mark**. Die Arbeitslöhne sind seit einigen Jahren bedeutend zurückgegangen, auch ist in Folge des schlechten Geschäftsganges die Arbeit so knapp wie seit Menschengedenken nicht. Eine mir bekannte Näherin erklärte: „Vor fünf, sechs Jahren habe ich bequem 12–15 Mark pro Woche verdient; heute freue ich mich, wenn ich die Hälfte habe. Manche Handnäherin geht mit **3–4 Mark** am Ende der Woche nach Hause.“

Während die Mäntel-, Herren- und Knabenkonfektion fast ausschließlich in den Händen einiger großer, für den Export arbeitenden Firmen liegt, ist dies bei der Kleidermacherei weniger der Fall. Etwa fünf oder sechs für die vornehme Welt arbeitende Geschäfte haben Ateliers. Viele Damengarderobe wird ferner in den zehn oder zwölf „Lehrinstituten“ angefertigt, in denen in einem dreimonatlichen Kursus gegen ein Lehrgeld von zwanzig oder mehr Mark „Damen die feine

Schneiderei nach der allein besten Methode“ beigebracht wird. Natürlich machen diese „Lehrinstitute“, deren Arbeitskräfte noch Geld zahlen — dieser Stand der Dinge stellt offenbar das kapitalistische Ideal dar — sowohl den Geschäften, wie namentlich den äußerst zahlreichen einzelnen Schneiderinnen schwere Konkurrenz. Die Arbeitszeit in den „Lehrinstituten“ und Geschäften dauert gewöhnlich von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, die Pausen sind die in den meisten Betrieben üblichen. In den Ateliers wird eine Rockarbeiterin mit 1 Mark 50 Pfennig, eine Tailleurarbeiterin mit 1 Mark 75 Pfennig bis 2 Mark pro Tag entlohnt. Der Verdienst einer selbständigen Schneiderin richtet sich nach ihrer Geschicklichkeit, ihrem Ruf und dem Kundentkreis, für den sie arbeitet. Drei mir bekannte Schneiderinnen berechneten ihr Einkommen für das Jahr 1893 auf 662, 815 und 943 Mark, sie erfreuten sich alle drei einer guten Rundschaft.

Von den Verhältnissen der Weisnäherinnen ist wenig Tröstliches zu berichten. Nur wenige Arbeiterinnen der Branchen arbeiten in etlichen größeren Werkstätten, das Weisnähen wird überwiegend als Hausindustrie betrieben. Der Umstand besagt, daß sich die meisten Weisnäherinnen mit niedrigsten Löhnen und längster Arbeitszeit abfinden müssen. Das starke Angebot weiblicher Arbeitskräfte, welche die Weisnäherei als Nebenerwerb treiben, trägt viel dazu bei, die Arbeitsbedingungen der Näherinnen zu verschlechtern, die ihren gesamten Lebensunterhalt verdienen müssen. In den Werkstätten wird meist von früh 8 Uhr bis Abends 8 Uhr gearbeitet. Der Verdienst stellt sich pro Tag auf 75 Pfennig, 1 Mark, 1 Mark 75 Pfennig und 2 Mark, je nach der Art der Beschäftigung und der Gewandtheit der Arbeiterin. Die Hausarbeit ist natürlich stets Affordarbeit. In den letzten Jahren sind die Stücklöhne der Weisnäherinnen ganz bedeutend gesunken. Früher wurde z. B. die Anfertigung eines Duzends seiner Schürzen mit 6–9 Mark entlohnt, gegenwärtig steht es dafür nur noch 4 Mark 50 Pfennig bis 7 Mark 50 Pfennig. Die Preise für das Nähen von Damenhemden sind von 50 auf 35 Pfennig pro Stück gefallen. Da von dem Verdienst die Zuthaten an Faden, Nadeln, womöglich auch an Knöpfen bestritten werden müssen, so kommt es nicht selten vor, daß die Weisnäherin einen durchschnittlichen Wochenverdienst von 5–6 Mark erzielt und das obendrein nur bei andauerndem, geschicktem Schaffen. Gewöhnlich sind es gerade Weisnäherinnen und Konfektionsarbeiterinnen, welche die ungünstigsten Erwerbsverhältnisse haben.

Anderer Zweige der weiblichen Nadelthätigkeit, wie Sticken, Häkeln, Stricken u. werden so gut wie ausschließlich als Heimarbeit betrieben. Durch die in den letzten Jahren erfolgte Einführung von Strickmaschinen, welche entweder vermietet oder auf Abzahlung verkauft werden, ist den Handstrickerinnen, unter denen sich sehr viel ältere Frauen befanden, eine Arbeit und Verdienst bedeutend mindernde Konkurrenz erwachsen. Bei den übrigen weiblichen Handarbeiten, besonders den feineren, macht sich für die eigentlichen Berufsarbeiterinnen der Umstand besonders schädlich fühlbar, daß viele „bessere Frauen“ und „höhere Töchter“ hier ihre Dienste anbieten und zwar zu den allerniedrigsten Preisen. Einzelne dieser Damen arbeiten tatsächlich nur, um die Zeit irgendwie auszufüllen, die meisten jedoch von ihnen werden durch die Noth gezwungen, nach Geldverdienst Umschau zu halten. Allerdings spricht bei der Noth, welche in jenen Frauenkreisen empfunden wird, vielfach der Standesdünkel ein gewichtiges Wort mit. Die betreffenden Frauen und Mädchen wollen nicht bloß leben, sie wollen „standesgemäß“ leben; der Nothstand fängt für sie an, wenn nicht in jeder Saison eine neue Toilette beschafft werden kann, wenn die Mittel nicht für sechsstöckige Handschuhe und Parfüm ausreichen. Und weil diese Damen nicht für die stritte Nothdurft des Lebens arbeiten, sondern für ein Mehr an Aufwand und Luxus, begnügen sie sich damit, daß ihnen für die feinsten und kunstreichsten Arbeiten wahre Bettelpfennige bezahlt werden. Mit Hilfe ihrer Konkurrenz drückt dann der Unternehmer den Verdienst der eigentlichen Arbeiterinnen der einschlägigen Berufszweige so tief hinab, daß diese beständig am Hungertuche nagen müssen.

Ziehen wir das Fazit der vorstehenden Thatsachen. Nur eine geringe Anzahl von Schneiderinnen, welche unter besonders günstigen Umständen arbeiten, verdienen in Stettin die Mittel zu einer auskömmlichen Lebenshaltung. Die große Masse der Näharbeiterinnen aber — und es handelt sich um Hunderte und Aberhunderte — ist auf Grund ganz unzureichenden Verdienstes zu schwersten Entbehrungen und Sorgen, zu einer kulturunwürdigen Lebensführung verurtheilt. Auch in Zeiten voller Beschäftigung beträgt ihr durchschnittlicher Wochenverdienst nicht mehr als 8 Mark. Da aber die Näherin aus ihrer Tasche für Faden, Nadeln u. aufkommen muß, da sie ferner in ihrer Branche wochenlang, ja monatelang ohne Beschäftigung bleibt, so stellt sich der Wochendurchschnitt ihres Erwerbs, auf das ganze Jahr berechnet,

nicht viel über 5 bis höchstens 6 Mark. Daß bei der Ernährung der ledigen Näharbeiterinnen Eichorienbrühe, Kartoffeln und Heringe die Hauptrolle spielen, versteht sich bei solchen Erwerbsverhältnissen am Rande. Ebenso daß Blutarmuth mit ihren Begleitererscheinungen und die Schwindsucht gerade unter den Näherinnen ungemein verbreitet sind. Was in der Beziehung die ganz unzureichende Ernährung nicht bewirkt, das bringt die gebückte, die Brust zusammendrückende Haltung bei der Arbeit zu Stande, sowie bei den Heimarbeiterinnen das Schaffen in Räumen, die meist gleichzeitig als Wohnung, Schlafstube, Küche und Arbeitswerkstatt dienen. Allgemein bekannt und ärztlicherseits nachgewiesen ist ferner, daß das andauernde Maschinennähen dem weiblichen Organismus höchst schädlich ist und zahlreiche Leiden zeitigt.

Das erschütternde Gemälde, welches Thomas Hood in seinem unsterblichen „Vied vom Hemde“ von dem blutigen Glend der Nadelarbeiterinnen entworfen hat, es trifft auch im Großen und Ganzen für das Leben zu, welches sich für die Mehrzahl der Stettiner Näherinnen auf Grund jämmerlicher Erwerbsverhältnisse aufbaut.

Otto Ohl-Stettin.

Kleine Nachrichten.

Die Lösung der sozialen Frage durch das Kochbuch strebt offenbar der als arbeitertrübig bekannte „Mannheimer Fabrikantenverein“ an. Er hat ein Kochbuch herausgegeben, welches mittels von 21 Speisezetteln und Kochrezepten den schlecht wirtschaftenden Arbeiterfrauen die Kunst beibringen soll, ihrer Familie eine hinreichende und „billige“ Kost zu bieten. Speisezettel und Rezepte sollen den Angaben entsprechen, „welche 18 ganz verschieden gelohnte Arbeiter der Mannheimer Maschinenfabrik von Mohr & Federhaff bereitwilligst gemacht haben“. Die Preise der Lebensmittel sollen den Erfahrungen der Mannheimer Kochkurse für das Jahr 1894 entsprechen. Die Mahlzeiten sind berechnet für eine Familie von sechs Personen, bestehend aus Mann, Frau und vier unerwachsenen Kindern, resp. für zwölf im gleichen Verhältnis zusammengestellte Personen. Die Kosten einer Mahlzeit für sechs Personen schwanken zwischen 29 Pf. und 1 Mk. 16 Pf., für zwölf Personen stellen sich die entsprechenden Ausgaben von 44 Pf. an bis zu 2 Mk. 9 Pf. Wir rathen den um die Haushaltung der Arbeiter zart besorgten Mitgliedern des „Fabrikantenvereins“, drei Monate lang so hart und aufreibend zu schuften und zu schanzeln, wie Arbeiter schuften und schanzeln müssen, und sich nebst Familie genau nach ihren Rezepten zu ernähren. Probatum est!

Arbeiterinnenelend. In Bischofswerda verdienen gegenwärtig manche Textilarbeiterinnen nur einen Wochenlohn von 3 Mk. 50 Pf. Ohne besonders mit dichterischer Phantasie degabt zu sein, kann man sich vorstellen, wie kümmerlich und sorgenreich die Existenz von Proletarierinnen sein muß, die für ihre fleißige Frohn mit solchen Bettelpennigen entlohnt werden.

Unternehmerhumanität. In der Braunschweiger Jutespinnerei wurde seitens des Inspektors ein schwangeres Mädchen vor die Alternative gestellt, entweder einen Nevers zu unterzeichnen, durch welchen es auf das Krankengeld verzichtete oder aber aus der Arbeit entlassen zu werden. Eine Mitarbeiterin, welche in dem Verdachte stand, den betreffenden Fall zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gebracht zu haben, erhielt bald darauf ihre Entlassung. Das Unternehmertum zeigt allerorten soviel Humanität, daß die Arbeiterinnen getrost von seinem Wohlwollen eine Besserung ihrer elenden Verhältnisse erwarten dürfen — am St. Nimmerleinstag.

Frauen dürfen nicht das Wahlrecht zu den gesetzgebenden Körperschaften besitzen, weil sie dem Staat nicht als Soldaten dienen, so meinen viele Gegner des Frauenstimmrechts. Recht treffend führte Rebel den betreffenden Einwand durch den Hinweis darauf ab, daß die Frau die Soldaten gebäre und groß ziehe und bei der Geburt der Kinder ihr Leben riskiere. So sind z. B. in Preußen von 1816—1876 nicht weniger als 321 729 Frauen dem Kindbettfieber erlegen, d. h. eine größere Anzahl als in dem gleichen Zeitraum in Preußen Männer in Kriegen und Revolutionen gefallen sind.

Prasserlöhne verdienen die Berliner Plätterinnen, welche bei schwerer, anstrengender und gesundheitschädlicher Arbeit über eine Wocheneinnahme von 6—8 Mark, im günstigen Falle von 10—12 Mark nicht hinauskommen. Von ihrem knappen Verdienst müssen sie sich noch Abzüge für „fehlerhafte Arbeit“ gefallen lassen, die gewöhnlich 1 Mark, 1 Mark 50 Pfennig und zuweilen noch mehr betragen. Nicht selten kommt es vor, daß der Plätterin die Arbeit eines ganzen Tages als nicht gut genug „genickt“ wird. So erklärt

es sich, daß Arbeiterinnen, welche auf einen Wochenverdienst von 10 und 12 Mark gerechnet hatten, mit 5—6 Mark nach Hause gehen müssen. Würde die Richter'sche Spar-Agnes bei solchem Verdienst das berufene „Kapitälchen“ zur Aussteuer ersparen können?

Die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren wurde vom braunschweigischen Landtage abgelehnt. In der Begründung des abschlägigen Bescheids auf eine diesbezügliche Petition heißt es:

„Unser kleines Land, in welchem nach den Ergebnissen der 1882er Berufszählung überhaupt nur 3415 weibliche Industriearbeiterinnen, hauptsächlich in der Textil- und Bekleidungsindustrie gezählt worden sind, dürfte wenig geeignet dazu sein, auf diesem Gebiete den ersten Schritt unter den deutschen Staaten zu thun, und das um so weniger, da es keineswegs ganz zweifellos ist, ob es nach dem jetzigen Stande der Gesetzgebung (vergl. Reichsgesetz vom 17. Juli 1878, § 139h, S. 209) überhaupt zulässig ist, weibliche Beamte anzustellen.“

Frauenarbeit in der Tabakindustrie. Nach den Ermittlungen der Regierung beträgt die Gesamtzahl der in den Fabriken beschäftigten Tabakarbeiter etwas mehr als 100 000, diejenige der Hausarbeiter etwas mehr als 20 000. Der weitaus größte Theil der Arbeitskräfte ist in der Zigarrenfabrikation beschäftigt. Mehr als die Hälfte der Arbeiter ist weiblichen Geschlechts. In der Zigarettenfabrikation sind männliche Arbeiter nur in sehr geringer Anzahl beschäftigt; es sind mehr Frauen und Mädchen als Männer bei der Herstellung von Zigarren beschäftigt, dagegen überwiegt in den übrigen Fabrikationszweigen das männliche Geschlecht. Jugendliche Arbeitskräfte machen ungefähr ein Sechstel der gesammten Tabakarbeiterschaft aus. Auch unter ihnen überwiegt das weibliche Geschlecht. In der Hausindustrie sind beide Geschlechter annähernd gleich vertreten, im Fabrikbetriebe herrscht dagegen die Frauenarbeit vor. Aus diesen Zahlen erhellt, welch großes, unmittelbares Interesse gerade die proletarischen Frauen daran haben, daß der geplante Steuerzug gegen den Tabak zurückgeschlagen wird. Denn die Folge seines Gelingens würde für viele Tausende von Tabakarbeiterinnen völlige Erwerbslosigkeit bedeuten, d. h. den Hunger, und für Tausende Anderer verschlechterte Arbeitsbedingungen, d. h. ungünstigere Existenzverhältnisse.

Etwas von der Gesetzesliebe der Herren Fabrikanten und der Ausbeutung der Arbeiterinnen. § 115 der Gewerbeordnung besagt, daß Rohstoffe und Werkzeuge an Akkordarbeiter nur zu den ortsüblichen und vorher vereinbarten Preisen vom Fabrikanten verkauft werden dürfen. Und § 116 setzt für Zuwiderhandlungen eine Geldbuße bis 2000 Mark oder entsprechende Gefängnißstrafe fest. Nichtsdestoweniger ist es in den Dresdener Strohhutfabriken vielfach Gebrauch, daß die Arbeiterinnen den Zwirn vom Unternehmer zu theuereren als den üblichen Preisen kaufen müssen. Der Zwirn, der in allen größeren Geschäften pro Röllchen für 45—48 Pf. zu haben ist, muß von den Arbeiterinnen im Betrieb mit 50—55 Pf. bezahlt werden. Vor ein bis zwei Jahren verkauften Fabrikanten das Röllchen sogar mit 65 Pf. Da eine Strohhutnäherin per Woche bis zu 8 Rollen Zwirn verbraucht und manche Fabriken bis 200 Näherinnen beschäftigen, so säckelt das gesetzliebende Fabrikantenthum durch diese Ausplünderung recht nette „Entbehrungslöhne“ ein. Die Arbeiterinnen können sich dieser wucherischen Ausbeutung nicht gut entziehen. Kaufen sie den Zwirn nicht im Betriebe ein, so heißt es bei der Lohnzahlung: „Wenn Sie den Zwirn nicht in der Fabrik kaufen, dann können Sie auch dorthin arbeiten, wo Sie den Zwirn gekauft haben.“ Die Näherin ist also vor die Wahl gestellt, zwischen ihrer „Freiheit“, sich als Produzentin und Konsumentin ausbeuten zu lassen, und ihrem „Recht“, aufs Pflaster zu fliegen. Und dies ungeachtet der angeführten gesetzlichen Bestimmungen!

Frauen im Parlament von Colorado. Dem Parlament von Colorado gehören 3 Frauen an: Frau Holly aus Pueblo ist ungefähr 40 Jahre alt und wurde vor kurzem zur Präsidentin der Lehrerinnenassoziation von Colorado gewählt. Frau Klara Cressingham stammt aus New York und ist 31 Jahre alt. Sie sollte Sängerin werden, aber der wirtschaftliche Ruin ihres Vaters verhinderte ihre Ausbildung; ihr Gatte ist Schrifsteller. Frau Frances Klock ist die Tochter eines Farmers aus Massachusetts, gehört seit 12 Jahren der Sanitätskommission an und ist Vorsitzende des „Hilfsvereins für Frauen“. Die drei weiblichen Parlamentsmitglieder sind Anhänger der republikanischen Partei, mit deren Hilfe sie erwählt wurden.

Quittung.

Zu Agitationszwecken 20 Mark von einer alten Genossin aus Dresden erhalten zu haben, bescheinigt dankend

Die Frauen-Agitations-Kommission Berlin.